

Etwas vom Grossartigsten finde ich an Boyles Roman, dass er eine moralische Botschaft enthält, ohne dass das Werk im geringsten moralisch aufgeladen daher kommt. Die Botschaft ergibt sich von selbst, sie ist uns als Leserinnen klar, ohne dass sie irgendwo explizit formuliert wird.

Vielleicht ist die Hauptbotschaft des Romans diese: die Amis sind nicht einfach „böse“. Aber ihr entscheidendes menschliches Defizit ist, dass sie den Schritt in die Empathie nicht schaffen. Sie schaffen es nicht, wohl letztlich aus Angst und Egoismus, in den Mexikanern ebenfalls Menschen zu sehen und ihnen auch nur minimal als Menschen zu begegnen. Einige wenige schaffen es, zB der Bauer, der den halb erfrorenen Candido in die warme Küche holt und ihm zu essen gibt.

Das ist ja auch eine Stärke von Boyle: nie ist er schwarzweiss, er beschreibt Menschen oder Menschengruppen sehr differenziert, vereinfachte Zuschreibungen von Qualitäten sind ihm fremd. So sind für mich fast die Schlimmsten im Roman ebenfalls Mexikaner – schlimm, weil sie die wehrlose America mitleidlos vergewaltigen und berauben, direkt, mit brachialer Gewalt. Ebenfalls schlimm, als Gegenstück, wenn auch nicht direkt körperverletzend, die beiden jungen Amis, die völlig grundlos, einfach aus Boshaftigkeit, den armseligen Lagerplatz Candidos zerstören.

Für die Amis sind die Mexikaner so etwas wie Tiere, nicht Menschen, denen sie auf Augenhöhe und mit Empathie begegnen könnten. Dass das wirklich so ist, lässt uns Boyle immer wieder spüren. Schon im ersten Kapitel fragt der Automechaniker Delaney nach dem Unfall: „So what'd hit – a deer? Coyote?“ Der hingeworfene Satz setzt das Thema. Ausdrucksvolle Metapher dann die Geschichte von den Coyoten, die in Delaneys Garten einbrechen und die Hunde schnappen. Genau davor haben die Amis letztlich Angst: dass die Mexikaner in ihren Bereich, ihre Gärten und Häuser eindringen und sie vertreiben. Deshalb sind Zäune nötig, Mauern und verschliessbare Tore, Fotofallen. Wahrscheinlich würden wir noch viele Tiermetaphern finden, welche die Kollision zwischen den beiden Welten illustrieren.

Boyle zeichnet die Welt der Amis mit viel Ironie. Genüsslich zerpfückt er ihre Besessenheit mit Materiellem – schöne Autos, schöne Interieurs, Liegenschaften, Besitz generell – und mit Statussymbolen. Ironie ist das Gegenteil von Moralisieren – sie sagt viel aus, aber schafft Distanz zu einer Aussage, macht sie erträglich. Andererseits wird Boyle nie ironisch, wenn er die Welt der Mexikaner beschreibt. Ihr Elend verträgt keine Ironie.

Dass die Weissen nicht einfach „böse“ sind, dringt immer wieder durch. Letztlich haben sie Angst: Angst um ihren Besitz, um ihre Sicherheit, ihre Kinder, Hunde und Katzen, ihr bequemes gesättigtes Leben, ihren Wohlstand, ihr berufliches Weiterkommen, ihren Status. Und diese Furcht übertragen sie auf die besitzlosen Mexikaner, sehen diese als Bedrohung, schreiben ihnen nur Schlechtes zu und halten sie mit totaler Abwehr und Feindseligkeit fern.

Ein interessantes Beispiel, wie Boyle die Empathielosigkeit der Amis zeichnet, ist Americas Arbeitgeber, jener mit den Buddhastatuen (auch so eine hochkomische Verbindung – Buddha und der Ami – was für ein absurder Kontrast!). Der Kerl ist uns ja zutiefst unsympathisch, wie er die arme America behandelt, ihr einen Dreckslohn bezahlt und sich nicht um ihre offensichtlichen Nöte mit den wunden Händen kümmert. Aber „böse“, finde ich, ist er nicht. Er sieht einfach den Menschen nicht in America, es dringt nicht bis zu ihm, dass sie ein

menschliches Wesen ist wie er. Auch wenn er routinemässig die Hand auf ihren Schenkel legt, einfach weil sie eine Frau ist, und das tut man so mit Frauen, man legt ihnen die Hand auf den Schenkel – vergewaltigen will er sie nicht. Sie ist ihm im Grunde völlig gleichgültig, Hauptsache sie schrubbt diese Buddhas und kostet ihn nicht zu viel.

Über den Schluss könnte man lange diskutieren – für mich verlässt Boyle dort zumindest halbwegs die reale Ebene – auch wenn ein Erdrutsch, wie er ihn erfindet, an sich real denkbar wäre. Aber wie er diese geballte Naturwucht beschreibt, bekommt der Roman etwas Apokalyptisches, Überhöhtes. Dem Riesenproblem der kollidierenden Kulturen und Welten, der massiven Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit wird man literarisch nur mit solchen Wahnsinnsbildern und –ereignissen gerecht, wenn überhaupt. Der Romanschluss - literarisch ein meisterhafter Coup, in all seiner Mehrdeutigkeit!

Gerlinde Michel, Dezember 2021